

Betrachtungen zur ‚Emigranteliteratur‘

Menno ter Braak, Konrad Merz und auch Georg Hermann in *Makum Aleph**

W.B. van der Grijn Santen

* *Makum Aleph. Amsterdam als jüdischer Zufluchtsort in der deutschen und niederländischen Literatur* ist im Jahre 2008 erschienen im Verlag Königshausen + Neumann, Würzburg.

Neben Konrad Merz wurden u.a. folgende Autoren einer Betrachtung unterzogen: Elisabeth Augustin, Claus Victor Bock, Anne Frank, Arnon Grunberg, Georg Hermann, Egon Erwin Kisch, Jakov Lind, Robert Menasse, Siegfried van Praag, Klaus Siegel, Grete Weil und Maurits Wertheim.

Die Ausschnitte wurden mit freundlicher Genehmigung des Verlags Königshausen + Neumann in Würzburg abgedruckt.

S. 236-254

VIII.7 Konrad Merz, der eingebürgerte Emigrant

Konrad Merz gehörte zu den Menschen, die weder sich verbergen noch unbedingt auffallen wollten. Das heißt nicht, dass er dauernd und überall in den Vordergrund trat, aber die einzige Zeit, in der er sich wirklich versteckt hielt, war die Zeit während der Besatzung der Niederlande. Seinen Lebenslauf, seine Niederlagen und Erfolge kann man nachlesen in seinen Büchern, die immer wieder die Geschichte eines Exilierten, eines Emigranten erzählen. Geboren wurde er 1908 in Berlin als Kurt Lehmann und in der Todesanzeige stand:

„Op 30 november 1999 hebben wij afscheid moeten nemen van **Kurt Lehmann**, schrijversnaam **Konrad Merz**. [...] De begrafenisplechtigheid zal plaatshebben [...] op de Algemene Begraafplaats [...] te Purmerend.“ [Am 30. November 1999 mussten wir uns verabschieden von Kurt Lehmann, Dichternamen Konrad Merz. [...] Die Beisetzung findet statt [...] auf dem Städtischen Friedhof [...] zu Purmerend.]

Er ist somit dem „Kulle“ treu geblieben, dem Knaben aus dem Berliner Waisenhaus, der abends im Schlafsaal Geschichten erzählen musste. In einem Gespräch mit Hans Würzner¹ sagt Konrad Merz, dass er seine Geschichten selbst erfinden musste, weil er nicht las. „Ich las nie, hatte immer zu viel Phantasie und zu viel Hunger.“ Zu der Tatsache, dass er sich gerettet hat, habe wohl beigetragen, dass er „einen großen Willen [hatte], um glücklich zu sein“.²

Mit dreizehn Jahren hat er sein erstes Theaterstück geschrieben, zwei Jahre später kam er in die Lehre „bei einem preußischen Unteroffizier in Textil“.³ Gerne hätte er studiert und er schrieb „viele Gedichte, darin habe ich meinen Überfluß an Gefühl und an Armut ausgedrückt“.⁴ „Ich ging auch oft in die Oper als Statist. Das waren meine Erlebnisse. Ich hatte das Glück, daß in dieser Zeit das Berliner Abendgymnasium gegründet wurde – überhaupt das erste in seiner Art. Es war eine Schule für Begabte, und es hatte den Vorteil, daß es nichts kostete. 2000 haben sich gemeldet, aber nur 200 wurden angenommen. Ich bin durch meinen Aufsatz aufgenommen worden. Das Thema war: ‚Wer ist Ihr Lieblingsdichter und warum?‘ Da habe ich geschrieben, eigentlich müßte es ja Goethe sein, aber der ist für mich viel zu groß, also entscheide ich mich für Heine.“ Nach Abschluss des Gymnasiums hätte Lehmann Medizin studieren wollen, aber das war zu teuer, für Jura bekam er ein Stipendium, aber „1933 war es schon wieder aus“. 1934 verließ er Deutschland und „was dann folgte, steht ja in meinem Buch ‚Ein Mensch fällt aus Deutschland“.

Im Gymnasium hatte er einen Deutschlehrer, der zugleich Dichter war und ihn sehr gefördert hat. In einer neu gegründeten Zeitschrift *Der Aufstieg* erschienen auch Gedichte von ihm: „Noch im Februar 1933 ist ein Sonderheft ‚Kurt Lehmann‘ erschienen, eines der letzten Hefte damals.“ Die Schreiblust

¹ siehe Exilarchiv: <http://www.exil-archiv.de/grafik/biografien/merz/merz.pdf>

² a.a.O.

³ a.a.O.

⁴ a.a.O.

und die Fähigkeit zum Fabulieren kamen also 1934 nicht unerwartet, obwohl ein wenig der Eindruck entstanden ist, dass Konrad Merz ein ungeschliffenes Naturtalent gewesen sei, das quasi aus dem Nichts, von einer ungebildeten Arbeiterexistenz heraus, in die Tasten einer Schreibmaschine gegriffen hätte. Bevor Merz sich aufmachte, die Heimat zu verlassen, hat er sich genau umgeschaut, wie er Würzner darlegt:⁵ „Ich wollte [...] zeigen, daß die Krankheit Hitler damals jeden befallen konnte. Niemand wußte, wie er dran war. Am Anfang arbeitete ich in Berlin noch an der Börse (Werkstudent). Da gabs einen Tag, wo kein Jude die Börse betreten durfte. Ich ging dennoch hin. Den Eingang verbarrikierten SA-Leute, fragten mich nach meinem Namen. Kurt Lehmann, gut, ich konnte durch, war kein jüdischer Name. Auch an der Universität bekam ich auf Grund meines Namens anstandslos den Arierstempel. Ein anderes Mal stand ich bei einem Empfang dicht vor Hitler, jeder machte den Hitlergruß, ich nicht, eher hätte ich mir den Arm abhacken lassen. Ich wollte sie alle in der Nähe sehen: Goebbels, Göring, Röhm usw. Ich bin überall hingegangen. Auch den Judenboykott habe ich gut in Erinnerung. Vor dem Hause von Dr. Schlesinger, einem genialen Arzt in Hannover, stand ein SA-Mann, dem Dr. Schlesinger für nichts das Leben gerettet hatte. Ja, so war das.“ Mit diesen Erinnerungen im Gepäck – er hatte nach Heine „die Konterbande“, die mit ihm reiste, „im Kopfe stecken“⁶ – kam Kurt Lehmann/Konrad Merz nach Amsterdam, dem Zufluchtsort auch dieses Juden.

Ein Mensch fällt aus Deutschland

„Ein einziger Mensch müsse weg, damit Millionen leben können.“ [10]⁷ Diese Aufgabe soll Heini übernehmen, der Busenfreund der Hauptperson (Winter). Nach dem misslungenen Attentat, wobei Heini getötet wird, wird Winter gesucht. Per Schiff wird er von Emmerich aus über die Grenze nach Holland gebracht. [19] Obwohl dort völlig fremd, erinnert sich Winter einer jungen Frau, die er einmal vor dem Ertrinken gerettet hatte. Sie lebt in Hilversum und Winter findet tatsächlich die frisch Verheiratete. Nach kurzer Zeit sieht er sich aber gezwungen, das junge Paar nicht länger zu stören und nimmt er den Zug nach Amsterdam. [29]

Ein „unlesbares Buch“ nennt Fritz Landshoff *Ein Mensch fällt aus Deutschland* in einem Brief vom 15. Februar 1946 an Hermann Kesten.⁸ Die Bemerkung schließt an die Tatsache an, dass der Querido-Verlag das Manuskript nicht akzeptieren wollte. Nur dadurch, dass sich Menno ter Braak für die Veröffentlichung eingesetzt hat, konnte der Roman erscheinen. In *Berliner, Amsterdamer und ach – Jude auch* schreibt Konrad Merz lapidar: „[Menno ter Braak] gab es raus beim Querido-Verlag, nachdem das Manuskript ungeöffnet zurückgeschickt worden war.“ [101]⁹ Für den schnellen Leser ist der Roman völlig ungeeignet, denn die Erzählweise erreicht durch Wortspiele und Gedankenassoziationen eine große Dichte. Das gilt umso mehr, wo das Ziel der Lektüre daraus besteht, dass man das Verhältnis von Winter zu seiner Umgebung und zu den Zeitumständen begreifen will. Schwerer noch wiegt in dieser Hinsicht Winters Verhältnis zu Deutschland. Als er nach einem Unfall im Krankenhaus liegt, wendet ein „Jüngling“ sich endgültig von ihm ab, nachdem er gehört hatte, dass er Deutscher sei. [63]

„Mein Nebenmann meint, ich solle mich entschuldigen, weil ich Deutscher bin. Ich könnte mich ebenso entschuldigen, weil ich geboren bin. Aber ich entschuldige mich niemals. Ich trete lieber ehemaligen Menschen auf den Fuß und sage: ‚Bittesehr!‘

Augenblicklich kann ich freilich nicht treten...

Die Krankheit Deutschland tut mir mehr weh als mein Bein. Und wenn ich mit dem Kopf unter der Bettdecke bin, dann beginne ich mich zu schämen: Deutschland, das klingt denen schon wie Spucknapf. ‚Moffen‘ nennen sie uns hier; wenn ich dieses Wort höre, kommt mir immer das Essen hoch.“ [ebd.]

Am nächsten Tag (19.4.1934) notiert er sich:

„Mein Nebenbettlägerich hielt mir vorhin eine Zeitung unter die Nase, da stand in Holländisch: ‚Unsere Zeitung ist nun in Deutschland verboten, in allen *Kulturstaaten* ist sie erlaubt!‘

Das knitterte der mir gegen den Schenkel. Meine Hand holte aus, ich schlug, aber ich konnte nur mich selber treffen.

Mich selber.“ [ebd.]

⁵ Würzner (1977), S. 147ff.

⁶ Heinrich Heine, Ein Wintermärchen, Kaput II.

⁷ Die Seitenangaben in dieser Einleitung beziehen sich alle auf den ersten Roman von Konrad Merz: *Ein Mensch fällt aus Deutschland*. Siehe für weitere Angaben die Literaturübersicht.

⁸ Landshoff, *Erinnerungen eines Verlegers*, S. 384.

⁹ Im Nachwort zu *Berliner, Amsterdamer...* schreibt Ekhard Haack: „Gegen die Interessen der deutschen Verlagsleitung, die nicht am Debut eines jungen Nobody der deutschen Literatur interessiert ist, da der Verlag schon Probleme genug hatte, Käufer für die berühmten Autoren im Exil zu finden [...]. [174].“

Der Titel des letzten Buches, das Konrad Merz mit neunzig Jahren schrieb, scheint mehr dem Gefühl als dem tatsächlichen Lebenslauf verhaftet. *Berliner, Amsterdamer und ach – Jude auch* trifft zu, was das erste und das letzte Element anbelangt. Amsterdamer in engerem Sinne ist Merz kaum gewesen, da sich ein Großteil seines Lebens in Purmerend abgespielt hat. Gefühlsmäßig mag die Zugehörigkeit zu der Hauptstadt schon stimmen, zumal Purmerend nicht weit von Amsterdam entfernt ist.

Der Roman *Ein Mensch fällt aus Deutschland* ist kein ‚Ego-Dokument‘, obgleich Merz vieles in seinem Emigrantendasein selbst erlebt hat. Auch hier spielt Amsterdam zwar eine wichtige Rolle, aber seinen Lebensunterhalt und ein vorläufiges Zuhause findet der Erzähler, Winter, in Ipendam, einem Dorf unweit von Zaandam, das wiederum an Amsterdam grenzt. Ipendam bildet jedoch als kleines Dorf vielmehr einen Gegensatz zu Amsterdam.

Winter, der Mensch, der aus Deutschland fällt, ist weder Jude noch Nicht-Jude. Die Identifikation von Winter mit dem Autor kann man durch Kleinigkeiten erkennen: „Mein Vater ist für Deutschland gefallen. Sein Sohn ist aus Deutschland gefallen.“¹⁰ [25] Auf die Frage eines Herrn, der ihm weiterhelfen sollte, was er „sonst“ sei („Ich meine, welcher Organisation beziehungsweise Gruppe oder...“), erwidert Winter: „Ich bin weder – noch und auch kein beziehungsweise, ich habe kein Etikett auf der Stirn ... ich bin wohl nur ein Mensch.“ [34] Er hat seine Heimat zwar fluchtartig verlassen, aber nicht wegen seiner politischen Einstellung oder weil er etwas „angestellt“ hätte, was dem gerade etablierten ‚Dritten Reich‘ nicht passte. Es sei denn, die Freundschaft zu Heini, der ein Attentat auf die Führung geplant hatte, könnte als politische Tat bewertet werden. Das stimmt insofern, dass Winter seinem Freund treu bleibt, obwohl er das Attentat als zu gefährlich abweist. Als Heini gestell und erschossen worden ist, „da fand man vor deiner Brust – meinen Namen. Und jetzt begann die Jagd auf mich.“ [18] Winter wird von Sturmführer Dietrich von Winterstein, „dem guten Feind aus der Kindheit“ [ebd.] per Boot über die Grenze geschmuggelt. Im Januar 1934 „fällt“ Winter aus Deutschland und fängt sein langer Weg an. Nach dem kurzen Aufenthalt in Hilversum reist er Anfang Februar weiter nach Amsterdam. [31]

„Amsterdam, den 2.2.34

Autohupen, Fietsgeklingel, Motorgeratter, Schiffssirenen. ‚Mooie bloemen!‘ Frauenlachen, ‚Sinaasappelen!‘ ‚De Telegraaf!‘ ‚Haringen!‘ ‚Het Volk!‘

Ein Vreemdeling steht in Amsterdam: wohin!“ [ebd.]

‚Wohin‘ ist das Leit- und Leidmotiv des Einwanderers, auch wenn jemand versucht, ihm auf die Sprünge zu helfen. Für Winter steht kein Flüchtlingskomitee bereit, entweder weil er sich nicht zu erkennen gibt, da er den Weg nicht kennt, oder einfach weil er nicht von der Wohltätigkeit abhängig sein will. Dabei möchte er nur „Arbeiten. Leben!“ [33], was in einem Land mit vielen Arbeitslosen schwer sein wird.

An seine Mutter schreibt Winter (6.2.1934): „Du bist einmal vor 30 Jahren auf Deiner Hochzeitsreise in Amsterdam gewesen. Damals drehte sich die Erde auch um die Sonne. Es war eine andere Erde (vielleicht auch eine andere Sonne). Nun dreht sich euer Sohn durch Amsterdam.“ [34]

Amsterdam ist zwar ein Zufluchtsort, insofern dass dort niemand verfolgt wird wegen seiner politischen Gesinnung¹¹ oder seiner Herkunft. Wer sich nicht als Flüchtling meldet und anerkannt wird, hat ohne Papiere einen schlechten Stand. Gerade als Winter seinen ersten mühsamen Job los ist, der gleichermaßen unerträglich und ohne Ertrag war, und seiner Berliner Geliebten Ilse einen Brief schreibt, bittet ihn ein Polizist um seinen Pass. Der ist jedoch noch in Deutschland. Er muss mitkommen zum Verhör. [43ff.] Nach dem ersten Verhör lässt man ihn in einen kleinen Raum: „Ich habe Panne. Wollen Sie mich dem ‚Mythos des 20. Jahrhunderts‘ ausliefern? Dann gebt mir erst einen Revolver. Meine Reste könnt ihr neben Heini betten. Deutschland. Ilse. Mutter. Aber nicht jenes Deutschland, ans Hakenkreuz geschlagen.“ [45] Die Frau, die ihn anschließend verhört, fragt ihn: „Können Sie wieder nach Deutschland zurück?“ [46] Winter wird nach Belgien abgeschoben, kehrt

¹⁰ [Herv. i. Orig.].

¹¹ Der Fall Liepmann, siehe oben, beweist allerdings, dass insbesondere die politische Freiheit ihre Grenzen kannte. Die Polizei und der Geheimdienst spähten intensiv nach ‚Ausrutschern‘ zur linken Seite, was den Aktionsradius der sozialdemokratischen und kommunistischen Medien erheblich beschränkte. Außerdem waren ‚politische‘ Flüchtlinge oft manchen Schikanen unterworfen, viele von ihnen wurden sogar über die Grenze mit Deutschland zurückgeschoben.

Willy Kweksilber berichtet, dass er und zum Beispiel Erich Kuttner bei Umzügen der sozialdemokratischen Arbeiterjugend (AJC) immer in der Mitte gingen, und um seine politische Arbeit fortsetzen zu können, hatte er sich sofort ein Pseudonym zugelegt: H. Wielek. (Siehe Martin Schouten, S. 164).

nach zwei Minuten wieder um und erreicht Amsterdam per Anhalter. „[...] was soll ich in Belgien! Ich habe ja meine Wohnung in Amsterdam.“ [47] Ein großes Wort, denn er übernachtet heimlich unter dem Bett eines anderen Emigranten. „In diesem Haus wohnen die Ausgestoßenen. Ob sie im Bett schlafen oder unterm Bett oder gar nicht [...]“ [38]

Für seine erste Stelle ist Winter dauernd unterwegs und so begegnet ihm ein ehemaliger Mitschüler, Joseph Stein, genannt Gallenstein, „kurz vor dem Staatsexamen weggepustet. Wegen alttestamentarischer Blutzusammensetzung. Jetzt Reisender in Seide.“ [36] Aber ‚Gallenstein‘ hat wenigstens ein möbliertes Zimmer, in einer Pension, deren „Frau Wirtin“ als einzige Niederländisch spricht: „Alle anderen Worte sind deutsch. Und deren Hersteller sämtlich Emigranten.“ [37]

Wie groß die Verzweiflung sein mag, Winter zweifelt nicht an seiner Entscheidung. Das imaginäre Zwiegespräch, das er mit seinem tadelnden Vater führt, endet mit der Bemerkung: „Aber ich lebe noch! Wir leben noch! Und wir werden leben!“ [40] ‚Und wir werden leben‘ kann man als vorausschauenden Blick betrachten, der die Zeiten, die noch schlimmer als die heutigen sind, herbeizuführen scheint. Wobei man nicht vergessen soll, dass der Roman tatsächlich vor dem Zweiten Weltkrieg geschrieben worden ist.

Winter braucht also seinen Pass und schreibt Ilse in verblühten Worten, wo er ihn versteckt hat. Kurze Zeit später bekommt er postlagernd ein Herz aus Kuchen und er beißt sofort hinein. Der Pass ist „in das Herz gebacken“. [56] „Ich bin wieder vorhanden. Wieder abgestempelt. ‚Staatsangehörigkeit Preußen.‘ Ist das wahr? ‚Gestalt: leider vorhanden.‘ ‚Beruf: Ausländer.‘ ‚Farbe der Augen: verboten.‘ ‚Gesicht: unangenehm.‘ ‚Besondere Kennzeichen: Hat mächtigen Hunger.‘ ‚Wohnort: auf der Erde, postlagernd.“ [57] Er wurde nicht mehr um seinen Pass gebeten. [59]

‚Beruf: Ausländer‘ bezieht sich unter anderem auf die Stelle in einer „Maschinengesellschaft“, die ihm so gut wie sicher zu sein scheint, nachdem er bei einer schwierigen Situation seine Kenntnis gezeigt hatte. Als er einen Brief von der Firma erhält, liest er das erste Wort „leider“ [54] und: „Wir dürfen keine Ausländer einstellen.“ [ebd.] Wieder eine Illusion weniger. Amsterdam wird dauernd unwirtlicher und der Hunger veranlasst Winter, den Strickpullover, den er eben erst von seiner Mutter zugeschickt bekommen hat, weiterzuverkaufen. [59] Für „450 Cente! Das sind 36 Brötchen mit 36 Eiern!“

Mitte April (1934) hat Winter einen Unfall mit dem Fahrrad, das er sich geborgt hat. Mit einem komplizierten Oberschenkelbruch wird er in ein Krankenhaus eingeliefert [61]: „Nun habe ich ja endlich ein Bett“, schreibt er Ilse, „mit Bedienung“ und das Essen kommt „ganz pünktlich“. [62]

„[...] kommt ihr denn zu uns, weil ihr sterben wollt?“ Verzweifelt ist die Ärztin Cor de Ruyter über das jüdische Kind aus Königsberg, das nicht mehr leben will. Sie hat auch Winter in ihre Privatklinik geholt [68ff.] und zwischen der 39-jährigen Frau und dem jungen Emigranten wächst eine ‚verbotene‘ Liebe. Winter hat Gewissensbisse, weil der deutsche Mann der Ärztin, gleichfalls Arzt, aus politischen Gründen in Deutschland gefangen sitzt. Die Möglichkeit, Geborgenheit zu erlangen, schlägt er aus, weniger wegen Ilse als aus Rücksicht auf den Mann, der von den Nazis festgehalten und gefoltert wird.

„Du darfst mich jetzt nicht verlassen!“ bittet ihn die Ärztin, worauf Winter erwidert: „Ich werde bald laufen können. [...] Cor, du hast einen Mann! Und der sitzt hinter...“ Sie zerquetschte meine Worte mit ihrer Zunge.“ [78] Winter bleibt fest entschlossen: „Ich kann nicht. Bin kein Hund. Ich bin geflohen. Und er liegt dort. Dort!“ [ebd.] Ihrem letzten Trumpf („Ich will ein Kind von dir!“) setzt er die Entscheidung gegenüber, verfrüht zu gehen, zu früh, wie sich herausstellen wird.

Winter macht sich auf den Weg, weg von Amsterdam, und findet Arbeit bei einem Kleinbauern in Ipendam. Schwerstarbeit ohne nennenswerte Belohnung, aber er fühlt sich akzeptiert als Mensch. [79ff.]

„Abends lief ich durch das Dorf. Jeder kennt den Deutschen hier. Und jeder holt einen Gruß aus seinem Bauch: ‚Hallo!‘ oder ‚Hee, Duitscher!‘ oder ‚Winter!‘“ [101] Jemand fasst ihn in den Rücken, es ist der Postbeamte mit einem Brief von Cornelia de Ruyter. Er enthält folgende Botschaft: „Komme sofort zu mir. Es wartet hier jemand auf Dich!“ [ebd.] Winter entschließt sich gleich, nicht hinzugehen („Das wirst wohl Du selbst sein, Corrie.“ [ebd.]), und geht am nächsten Tag. Er radelt den Kanal entlang, immer noch im Zweifel, ob er weiterfahren soll.

„Ist dort nicht schon? In der Ferne stoßen schon ein paar Schornsteine und Kirchtürme in den Himmel, und dann folgt es, weit und grau, ein Häusermeer: Amsterdam. Soviel Häuser auf einmal habe ich schon lange nicht mehr gesehn. Und wie selbstbewußt es dasteht: ich bin Amsterdam persönlich, die Hauptstadt von Nederland, ich bin gänzlich auf Holzpfosten gegründet, weil mein Untergrund sumpfig ist (was mit meinem Charakter nicht unbedingt etwas zu tun hat), wer mich kennt, der liebt mich, und wer mich nicht kennt, der kennt das Leben nicht.“ [103]

Es erwartet ihn unerwartet „Sturmführer Dietrich von Winterstein“, „der beste Feind“, der dringend Winters Hilfe braucht. [104ff.] Nun haben Winter, Stein und Winterstein Deutschland verlassen. Stein hätte seine Existenz fast aufgegeben, nachdem ihm die Arbeitserlaubnis entzogen worden war [66] und Winterstein kann sich weder an die niederländische Kultur noch an die Schwerstarbeit gewöhnen. Er kehrt später zurück, seinem Untergang entgegen.

Winter bleibt, von der Ärztin gezwungen, noch eine Woche in der Klinik, denn der Oberschenkel sieht böse aus. Das Verhältnis zwischen den beiden ist jetzt jedoch ganz verändert. „Ihre Haare kommen nicht mehr von hinten [d.h. sie hält sie streng beisammen, vdGS], und ihre Augen kommen nun wie die Öffnungen von zwei Medizinflaschen – sie ist nur noch Ärztin.“ [105]

Geheilt sollte er „Dietrich durch Amsterdam schieben, denn er sollte vergessen.“ [112] Er sollte einsehen, dass er in Amsterdam ein Fremder sei, dass nicht er sich wundern sollte über die Sprache der Menschen um ihn herum. „Dietrich sah aus wie hoffnungslos falsch verbunden.“ Aber von Winterstein versteht doch mehr von der Situation, als es sich anhört. Die beiden begegnen Stein, dem „das Lächeln von seinem Mund [fiel] und der Koffer aus der Hand“ im Moment, wo er von Winterstein gewahr wird. [114] „So standen sie sich gegenüber in Amsterdam vor einer Apotheke, Gallenstein, der ewige Ausgestoßene und Dietrich, der ewige Anlaß, ewig betrogen von seinem Traum.“ [ebd.] Als Winter dem ‚besten Feind‘ nun sagt, hier hätte er endlich jemanden, der Deutsch spreche, fragt dieser: „Tut er es denn noch?“ und fügt hinzu: „Wenn ich er wäre, dann würde ich bestimmt kein Deutsch mehr sprechen.“ Darauf weiß Winter: „[...] du hast eben wenig Veranlagung für Menschen seiner Herkunft. Ihr habt diese Leute verurteilt, gekannt habt ihr sie nicht.“ [115] Vierzehn Tage später, zum Abschied vom Aufenthalt in Amsterdam, fahren Winter und von Winterstein ans Meer. [121] Unterwegs bemerkt Winterstein: „Anständiges Kerlchen, der Gallenstein.“ Zum Erstaunen von Winter gibt Dietrich an, die Rassenpolitik, „diese Seite niemals gedeckt“ zu haben. Er erklärt sich so: „Ich bin selbst aus zu reinem Geschlecht, als daß ich Judenhasser sein könnte. Diese habe ich jetzt kennen gelernt. Davon gibt es im ganzen nur drei Sorten, sage ich dir: neidische Schwächlinge, perverse Schweine, und die dritten sind selber ehemalige Juden.“

Stein hatte sich von der Krise, unter der er zur Zeit des Krankenbesuchs gelitten hatte, erholt, indem er mit einigem Gewinn Knöpfe herstellt. Er lädt die beiden ein auf sein Zimmer, wo er sogar ein Sofa hat, auf dem jetzt „ein alter Bekannter von Gall“ saß, „der hatte wohl genug Geld, um halb Amsterdam und ganz Ipendam damit auszuflastern.“ [116] Der Mann kam aus Frankfurt am Main und, während Winter und von Winterstein helfen, Knöpfe zu überziehen und zu wachsen, versucht er nur ein Gespräch anzufangen, das sich eher nach einem Klagelied anhört. Er hat zwar Geld, aber fragt sich: „Was ist man denn ganz und gar heute? In Deutschland ist man kein Deutscher, und in Holland ist man kein Holländer. [...] man ist eben nicht zuhause.“ Nach seinem Tod soll seine Leiche nach Frankfurt am Main gebracht werden, habe er angeordnet. [117]

Winter ärgert sich maßlos über den Herrn „mit der goldenen Uhrkette“, der beklagt, dass er nicht mehr glücklich werde heute: „Glücklich?“ sagte ich, ‚wir werden nicht mehr glücklich, aber wollen wir denn glücklich sein? Wir wollen *sein*. Nur sein! Endlich auch mit polizeilicher Erlaubnis die werden dürfen, die wir *sind*.“ „Der Dicke“ versteht nichts und verlässt den Raum. „Wir waren nun alleine; drei unregelmäßige Verben aus einer Berliner Untersekunda und drehten Knöpfe in Amsterdam. [...] Schließlich waren die Knöpfe fertig. Drei Spreesprößlinge hatten in Amsterdam 144 Knöpfe geboren, und sie freuten sich 10 Minuten lang.“ [118]

Er geht zurück nach Ipendam und von Winterstein wird im Nachbarsdorf untergebracht. Aber er hält es nicht aus, will zurück, da gibt ihm Winter die Aufgabe mit, den Mann von Cor de Ruyter aus Oranienburg zu befreien.

In der letzten Episode in Amsterdam wird der Besuch von Winters Freundin Ilse geschildert. Still erhofft er, dass sie bleiben will. Von Winterstein hatte sich nach seiner Rückkehr bei ihr gemeldet und käme ihr „so eigenartig“ vor. [137] Später erzählt sie Winter, dass Dietrich im Konzentrationslager sei. „Als Wache?“ fragt er. „Nein,“ sagt sie ungeduldig, ‚leider nicht.‘ Winter denkt jedoch „Gottseidank: nicht!“ und: „er wird dort vielleicht erwachen.“

Der Besuch von Ilse wird eine einzige Enttäuschung, von Anbeginn an. Wegen der nationalsozialistischen Sympathien ihres Vaters und dessen Antipathie gegen Winter musste Ilse in den Zug nach Kopenhagen einsteigen, um erst später in den richtigen Zug umzusteigen. „War gar nicht so leicht“, klagt sie. [149]

In den Briefen an Ilse, Ende Oktober 1934, schwärmt Winter geradezu von Amsterdam und schreibt: „Ich hätte nie geglaubt, daß ein richtig von der Spree geklauter Berliner so von einer anderen Hauptstadt sprechen könnte.“ [140]

Am 6. Dezember 1934 kommt Ilse an. „Und dann sah ich in ihr Gesicht. Ist sie es denn überhaupt? [...] das ist ja Ilsepuck gar nicht mehr! Oder ich bin nicht mehr Winter.“ [145] „Wie hatte ich mir das vorge-

stellt, diesen Jubel, dieses Fest, diesen Walzer, und nun gingen wir nebeneinander. Mit schiefen Beinen. Und waren stumm.“ [ebd.] Die Stadt wird besichtigt, es wird getanzt, aber die richtige Stimmung kommt nicht auf. Als dann Ilse nach ein paar Tagen gesteht, dass sie nur eine Woche Urlaub habe und nicht bleiben werde, wird nur das ungute Gefühl, das Winter hatte, bestätigt.

Winter bringt Ilse zum Bahnhof. „In der linken Hand trug ich einen Koffer, und der war so schwer, als trüge ich ein Grab. Was wollen wir an den Grabstein schreiben, Ilse? ‚Hier ruht die Liebe von Ilsepuck und Winter. Der eine ist aufgestanden, die andere aber ist liegengeblieben: da zerriß die Bettdecke. Wir werden ihrer ewig gedenken. Ewig!‘“ [154]

Der Zug ist abgefahren. „Und nun, auf einmal glaubte ich es nicht mehr, glaubte nicht mehr, daß Deutschland überhaupt noch in Deutschland liegen kann, daß Deutschland überhaupt noch da ist. Konnte es nicht mehr glauben, ich sah nur noch Löcher, Löcher, Seifenblasen.“ [155]

Winter bleibt in Ilpendam und schreibt ‚Gallenstein‘ am 13. Dezember 1934: „Ich kann nicht, und ich werde nicht zu Dir kommen. [...] Der Kuhstall ist noch zu dreckig. Meine Pläne in Amsterdam sind unerfüllt geblieben. Du wirst ja genug andere Leute und bessere finden als mich.“ [155f.]

Er verzichtet auf die Stadt Amsterdam und ein anderes – besseres? – Leben.

Generation ohne Väter

Nachdem er den ersten Roman geschrieben hatte, sei es schwierig gewesen, ein zweites Buch zu schreiben, bemerkt Konrad Merz in einem Gespräch mit Hans Würzner.¹² „Zunächst war ich einigermaßen berühmt, jeder wollte mich kennenlernen, aber das dauerte nur 5 Minuten. Ich mußte etwas Neues machen. Das Thema war die Begegnung zwischen einem französischen Mädchen, dessen Vater vor Verdun gefallen war, und einem jungen Deutschen, dessen Vater ebenfalls vor Verdun gefallen war, also die Generation ohne Väter.“

Obwohl auch dieser Roman das Schicksal der deutschen Emigranten thematisiert, unterscheidet er sich wesentlich von *Ein Mensch fällt aus Deutschland*. Für diese Studie ist jedoch am wichtigsten, dass Amsterdam bloß eine untergeordnete Rolle spielt und dass der jüdische Aspekt nun völlig außer Acht gelassen wird. Nur das erste Kapitel ist in Amsterdam situiert und schließt insofern an den ersten Roman an, dass die Hauptperson und der Erzähler, der namenlos bleibt, genau wie Winter in einer Klinik gelegen hat. Er wird auf der Straße von einer Frau angerufen, an die er sich nicht mehr erinnern kann. Sie sagt aber: „Wie können Sie mich denn so kalt angucken, Mijnheer. Damals waren Sie ganz anders. Erkennen Sie mich nicht mehr? Ich bin das Hausmädchen von der Ärztin. Wir haben Sie doch damals behandelt mit dem Oberschenkel. Wissen Sie auch das nicht mehr?“ [20]

Ein Mensch fällt aus Deutschland endet im Dezember 1934, *Generation ohne Väter* fängt „an einem Dezembertage des Jahres 1935“ an [7]. Im Gegensatz zu dem ersten Roman fehlen sonstige Zeitangaben. Es wird sogar vielmehr der Eindruck erweckt, als spiele die Geschichte viele Jahre später. Für den Erzähler scheint alles lange her zu sein, denn er hat oft Schwierigkeiten, sich an Genaueres zu erinnern. In Wirklichkeit soll der Roman 1937/1938 geschrieben worden sein und somit genau wie der andere Roman vor Ausbruch des Krieges.

Auf den ersten Seiten werden die Daten der Hauptperson dargestellt. Es handelt sich um einen jungen Mann. Er ist Deutscher, besitzt einen gültigen Pass und „nichts belastete sein Gewissen“. [ebd.] Das wird sich aber bald ändern.

Der junge Mann „schlendert durch die Straßen von Amsterdam“ [ebd.] und ist geistig abwesend. Als ihm eine Musikkapelle der Polizei entgegenkommt – „Polizisten und Musik, eine paradoxere Zusammenstellung hätte er sich auf diesem Wege gar nicht vorstellen können“ [ebd.] – biegt er schnell in eine Seitenstraße und steht auf einmal unversehens vor dem deutschen Generalkonsulat. Obwohl er dort nicht zu sein braucht und nichts zu befürchten hätte, tritt er ein und wird von dem Gedanken übermannt, der ihn oft quält: Stelle dir vor, der Pass sei abgelaufen. „Die Beamten des Geburtslandes würden die Schweißtropfen des Kandidaten zählen, durchleuchten und registrieren; und er, er würde unterdessen ohne Zweifel nur ein einziges Verlangen spüren: eine Bombe werfen, unbedingt eine Bombe!“ [8]

Ein Selbstmordattentat als seliges Ende, eine „unerhört herrliche Zehntelsekunde“. [ebd.] Aber dieser „abgemüdete“ Mensch, hat weder eine Bombe, noch „ein zuständiges Ziel“.

Im Konsulat macht er die Bekanntschaft mit zwei Wartenden, die im Verlauf der Geschichte eine Rolle spielen werden, aber dann hat er Amsterdam längst verlassen.

¹² Würzner (1977), S. 148f.

Dies alles war kurz vor Weihnachten geschehen. „Vielleicht hing es mit der Nähe dieses Festes zusammen, daß ich [...] den Abstecher ins Deutsche Konsulat unternommen hatte; zu Weihnachten geht man ‚bei uns‘ nun einmal nach Hause, jeder so gut er kann.“ [19]

Da er „bei keiner Festtafel zugelassen“ worden ist, „läuft [er] herum“ und schaut durch die „fremdenfeindlichen Fensterscheiben von Familienwohnungen“. [ebd.] Keine Zuflucht für den Einsamen, und in dieser Gemütslage wird er von dem Dienstmädchen angesprochen. Es war in Begleitung eines „Geschöpfes“, einer äußerst kleinen Französin, die Patientin der Klinik ist und die das Dienstmädchen loswerden möchte, weil es zu einer Verabredung gehen will.

Die kleine Französin hatte in Paris Medizin studiert, das Studium jedoch abgebrochen, um einen deutschen Emigranten nach Holland zu begleiten. „Sie arbeitete in Alphen am Rijn in einer Käserei.“ [22] Mit der schwer Lungenkranken geht der Erzähler mit zu der Klinik. Die Ärztin ist verreist und sonst ist keiner da. [23] Als die Französin ihn fragt, ob er Zucker in den Tee nehme, kann er vor Hunger nicht antworten. Am liebsten hätte er „den ganzen Inhalt in den Schlund stürzen“ wollen. Ihre Frage, was er „hier“ eigentlich tue, versteht er in erster Linie nicht, dann erwidert er, dass er „nichts“ mache. „Im Augenblick lebe ich davon, daß ich nicht weiß, wovon ich lebe. Sie werden das sicher nicht verstehen, aber es ist eben schwierig, und man ist wohl nicht immer zu verstehen.“ [25]

Trotz des Hungers und der Tatsache, dass der Erzähler kein Obdach hat – „Im Draußenbleiben bin ich Fachmann; ich betreibe diesen Beruf nun schon zwei Jahre lang.“ [32] – verabschiedet er sich. „Zwei Tage danach ist es geschehen.“ [34] Das Gewissen wird belastet werden. Mit einem unvorstellbaren Hunger steht der junge Mann in einem Automatenrestaurant, aber er hat keinen Cent für einen ‚Penning‘ (Münze), um ein Brötchen zu ziehen. Während er sich abwendet von der unerreichbaren Herrlichkeit, fällt die ‚Zähltafel‘ herunter und rollen die ‚Penninge‘ in alle Richtungen. Er springt hinzu und hilft, die Münzen einzusammeln.

„Das Fräulein von der Kasse“ beginnt „hastig zu zählen.“ [36]

„Was ist das? Was habe ich da? Etwas Rundes, Kaltes in der linken Hand. Wie mechanisch das jetzt alles ging.“ [ebd.] Er erwirbt ein Brötchen mit Ei, wobei seine Finger „nicht im geringsten“ zittern. Das Brötchen schlingt er sofort hinunter, ohne daran zu denken, dass man ihn erwischen könnte. Diese Erkenntnis kommt ihm gleich danach und von da an kämpft er gegen ein Schuldgefühl an. Nicht direkt, weil er eine Münze zurückgehalten hat oder gar dem Geschäft geschadet hätte, sondern deswegen, weil nun das Fräulein an der Kasse Schwierigkeiten bekommen könnte.

„[...] das ist ja ein altes Lied: Wenn man was ausgefressen hat, glotzen alle; nur wenn man nichts gegessen hat, guckt keiner.“ [37] Der Mann auf der Brücke, der ihn anzustarren scheint, hat ein Schild vor der Brust mit dem Wort ‚Blind‘ darauf. Er ist doch kein Verbrecher. „Ein Brötchen mit Ei, weiter nichts. Und schon wackelt dein Knie. Wer lebt, muß essen, muß, darf und soll... Zum Henker mit dem Knie!“ [ebd.]

Dass der junge Mann den Schaden kurze Zeit später von seinem neu verdienten Geld ersetzen will, macht keinen Eindruck, wird nicht einmal verstanden. Dieselbe Kassiererin sitzt da, wie eine Tempeldienerin, „vor der man nicht das Herz ausschüttete, sondern den Geldbeutel. Ich legte die zwölf einhalb Cent vor sie hin und sagte: ‚Das habe ich Ihnen entwendet!‘“ [63] Die Frau drückt nur den Kassenhebel und „ein Penning sprang hervor“. Er sagt noch einmal, dass er das Geld entwendet habe. „Ihr Gesicht blieb bewegungslos.“ Darauf geht er und lässt den ‚Penning‘ liegen. Zweimaliges „Hallo“ wird ihm zugerufen und „Sie haben den Penning vergessen.“ [ebd.] Erst auf dem Rückweg zum Wohnort geht ihm ein Licht auf. Er hatte Deutsch gesprochen und das Fräulein hatte offenbar keine Ahnung gehabt, was er meinte.

So geringfügig, wie diese Tatsache scheinbar ist, verbirgt sie einen wichtigen Faktor in dem Drama der deutschen Emigranten in den Niederlanden. Ein Großteil gerade der jüdischen Emigranten kam aus dem ‚gutbürgerlichen Milieu‘, das es in den Niederlanden nicht als Bevölkerungsschicht gegeben hat. Alles, was den Anschein von Üppigkeit, von Übermaß hatte, war dem Niederländer suspekt. Ein Minister, der sich per Fahrrad fortbewegte, genoss ein höheres Ansehen als jemand, der sich in einer Karosse vorfahren ließ.

Erzählbände nach 1945

Konrad Merz hat nach dem zweiten Exilroman, der erst nach 1945 veröffentlicht wurde, keine Romane mehr geschrieben, es sei denn, man rechnet *Liebeskunst für Greise* dazu. Von seiner Hand kamen ab 1972 mehrere Erzählbände, die alle die Sicht des älteren Emigranten darstellen. Teilweise greift Merz zurück auf die Erfahrungen aus Vorkriegs- und Kriegszeit, zum Teil macht er den Leser mit seiner Arbeit und den Erfolgen als ‚Masseur‘ bekannt. Er nennt sich zwar so, aber kein niederländischer Kolle-

ge, und schon gar keine Kollegin, würde das Wort in den Mund nehmen, es heißt in den Niederlanden *physiotherapeut*. ‚Masseurinnen sitzen auf dem Zeedijk‘ ist ein geflügeltes Wort, und der Zeedijk gehörte zum Amsterdamer Rotlichtmilieu. Mit einigem Selbstspott heißt es zu Anfang einer Erzählung: „Heut morgen hab ich eine Kollegin behandelt“, die als Bezahlung eine „dolle Sache‘ aus ihrer eignen Praxis“ erzählt habe.¹³

Der Erzählband *Der Mann der Hitler nicht erschossen hat* besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil wurde *Bei uns in Amsterdam* überschrieben, den zweiten Teil hat der Autor *Bei uns in der Provinz* genannt. Der Untertitel *Erzählungen eines Masseurs* gibt schon an, dass es sich um Einblicke in die tägliche Praxis handelt. Die ersten Jahre nach dem Krieg war der Autor in Amsterdam tätig, nachher in Purmerend.

Er zeichnet ein surrealistisches Bild seiner Kunden und auch die Rolle des Masseurs übersteigt das Alltägliche. Obwohl einige Male jüdische Patienten seine Praxis besuchen oder von dem Erzähler im Krankenhaus behandelt werden, ist von Amsterdam als Asylstätte kaum jemals die Rede. Keine der Erzählungen befasst sich ganz oder mindestens zum größten Teil damit.

In der ersten Geschichte, *Fehlfarbe* [9ff.], klingt noch etwas an. Der Zigarrenhändler Moses Gold wurde während des Krieges von einem SS-Mann schwer misshandelt und will sich behandeln lassen. „Wenn Sie auch noch wissen wollen, warum er, Gold, ausgerechnet mich zu seinem Masseur erwählt hatt auf dem schwankenden Konkurrenzgrund von Amsterdam, so nehmen Sie bitte zur Kenntnis: erstens stammt er aus Hamburg, stamm ich aus Berlin [...]. Zweitens waren wir ein bißchen Mischpöche von einander in Holland – in Deutschland gibt es keine Mischpöche mehr – aber in Holland waren wir verwandt durch den garantierten Tod, genannt Hitler, den wir einst überlebt hatten, jeder auf eignen Plattfüßen.“¹⁴ [9]

Eine Geschichte innerhalb einer Geschichte handelt von der Rettung des „Juden Rettich“. Der Titel der Erzählung *Der steinerne Penis* verweist auf den Turm der Oude Kerk (Alten Kirche), die mitten im Rotlichtmilieu steht. Der Erzähler hatte morgens eine „Kollegin“ behandelt, d.h. eine Prostituierte, die die Behandlung mit einer Erzählung bezahlt. Als auf einmal in dieser Geschichte der Name „Grüne Griet“ auftaucht [64], konnte er „die Prosa“ seiner „Kollegin“ gegen die seinige „eintauschen“. „War das ungerufen dieselbe Grüne Griet? Die aus dem Okee-Steeg?“¹⁵ Die im Krieg den Rettich gerettet hat?“ [65]

Im Mai 1942 hat „der Jude Rettich [...] den Aufruf zum Abtransport“ erhalten. [ebd.] Obgleich Rettich ein Mann ist, „der sich verbeugt, meistens 10 Zentimeter zu tief“, hat er sich nach der Verbeugung vor der Gestapo („vielleicht sogar 20 Zentimeter zu tief“) aus dem Staub gemacht. Er ist gelaufen „mit dem schuldigen Stern, der auf seinem Herzfehler klopfte“ [ebd.] und kam „wie von selbst“ dorthin, „wo die Frauen ihre Brüste anboten als Schaden-Ersatz.“ Als Rettich vor dem letzten „Schaufenster“ der „Okee-Gasse“ ankommt, sieht er „ein Gewächs aus Fleisch“ mit grüner Frisur. „Die Frau nickte“, und Rettich nickt ebenfalls und tritt in das winzige Zimmer ein. [66] Er sehe krank aus und nicht wie ein Kunde, meint die Frau, aber sie „wendete ihre Hand an seine Hose. [...] ‚Olalá‘, rief sie aus [...]. Sie rief nicht: olá, bist ein Beschnittener, olalá, das ist also deine Krankheit; sie stellte nur fest: Olalá, und schloß ihre Bluse.“ [67] Danach sagte sie nur: „Bleibst hier.“ Für die ganze Zeit bis zur Befreiung bleibt Rettich in dem Versteck über dem Arbeitszimmerchen der Prostituierten. Rettich hatte nur 780 Gulden, aber „Grüne Griet“ lehnt das Geld barsch ab. Zwei Zuhälter holen die Möbel aus Rettichs Haus ab und als die Befreiung da ist, besitzt Rettich immer noch die 780 Gulden. Alle Möbel, einschließlich Klavier, werden ihm „von zwei Zuhältern zurückgeliefert“. [69] Eine Seltenheit, denn was die weggeführten Juden ihren Bekannten zum Aufbewahren übergaben, bekamen die wenigen, die zurückkehrten, fast niemals wieder. Meistens hatten die sogenannten ‚bewariërs‘¹⁶ die Stücke gegen Lebensmittel eingetauscht oder in ihren Haushalt integriert.¹⁷

Eine ältere Verjüngungskur führt den Masseur nach dem Südviertel von Amsterdam, wo er „jene Straße wiederfand nach 30 Jahren“, die vor ihm liegt „wie die Seite aus einem entschwundenen Familien-Album“. [80] „Diese Straße [...] begann noch stets mit demselben Haus, und sie hörte auf mit demselben Milchladen. Ausgetauscht waren die Namen: von den Familien Silberstein und Goldberg war nichtmal ein Messingschild übrig nach den Jahren der Hitlerei.“ [ebd.]

¹³ *Der Mann der Hitler nicht erschossen hat*, S. 64.

¹⁴ Die eigensinnige Orthographie wurde beibehalten.

¹⁵ Okee könnte für OK, also: in Ordnung, stehen, aber deutet gleichfalls auf den Namen der Gasse: Oude Kennissteeg.

¹⁶ Presser, *Ondergang II*, S. 197.

¹⁷ a.a.O.

Während er klingelt, erinnert sich der Erzähler plötzlich an die Sängerin, die dort gewohnt hatte und die gesungen hat, „als sie verboten war.“ Sie war verhaftet worden und für immer verschwunden. „Als ich Abschied nahm von ihr bei meiner Flucht vor der SS, hatte ich nicht gewagt, ihr noch meinen Kuß aufs Gesicht zu stempeln.“ [ebd.]

Die „Memoiren unseres Jahrhunderts“ mit dem Titel *Liebeskunst für Greise* bilden zusammen doch eine Art Roman. Er spielt in Amsterdam, um 1990, und eine der wichtigsten Figuren ist Kurt (!) Blitz, aus Berlin gebürtig, inzwischen pensionierter medizinischer Masseur. Der Autor hat zwar einige Themen und Fakten verwendet, die auf ihn selber deuten: der Vorname Kurt, das Emigrantendasein, das Judentum, der Beruf, das Versteck, aber er hat keinesfalls eine neue Autobiographie verfasst. Auf der Zeitebene der Gegenwart ist Amsterdam für das Personal des Romans insofern ein Zufluchtsort, dass es sich um sehr alte Menschen handelt, die in ihrem „Klub“ machen können, was sie wollen oder wozu sie noch imstande sind. Die Entourage besteht hauptsächlich aus Vergangenen und Personen und Gegenständen aus der Vergangenheit.

„Um Blitz zu erreichen, mußte man einen Haufen Geschichten über sich runterrieseln lassen. Zum Beispiel, daß er mehrere Male gestorben war – aber *nie* ganz, und daß er sämtliche Kriege verloren hatte – aber *die* ganz.“ [57] Diese Worte charakterisieren den 73-jährigen Überlebenden, der „Emigrant von Beruf und Berufung“ genannt wird. [112]

In Kapitel 14, *Die operierte Operette*, klingelt eine Frau an der Haustür von Blitz. Sie ist auf der Suche nach Kurt Blitz, mit dem sie 1938 vier Monate ein Verhältnis gehabt habe. Die Frau war damals Mitglied eines Operettenchores gewesen. Blitz streitet ab, der Gesuchte zu sein: „Deutsche Flüchtlinge gab's damals wie Flöhe. Da waren ja schon bei uns mindestens zwei ganz verschiedene Exemplare Kurt Blitz.“ [81] Wie um zu bestätigen, dass sie den richtigen Kurt Blitz gefunden habe, fängt die Sängerin an, *Dein ist mein ganzes Herz* zu singen.

Blitz hatte damals ein „Singspiel“ geschrieben. „Er hat doch *gemußt* – Flüchtling mit drehorgelndem Hunger.“ [ebd.] Dazu hat er schon einiges widerrechtlich übernommen. „Er hatte doch seinen Wiedereinzug ins Paradies stillen wollen mit dem Text seines Hungers: ‚Ein Veilchen auf der Wiese stand‘ – Text: Goethe, Musik: Mozart, eine erstklassige Firma.“ [ebd.]

Blitz behauptet nach wie vor, sie nicht gekannt zu haben, wenn sie auch mit intimen Erinnerungen aufwartet. [82] Er leugnet nicht, weil es nicht wahr gewesen wäre, oder weil er es vergessen hätte, sondern weil er gerade *nicht* vergessen kann: „Wissen Sie, daß ich vor den höchsten Richtern des Jahrhunderts stehe? Wissen Sie, daß die aus allen Umgebrachten unterm Hitler bestehen? Und eine Million Kinder liquidiert, nur weil sie geboren!“ [86]

Es folgt auf Seite 91 eine kurze Passage über den Werdegang von Kurt Blitz: „Blitz war nie so komisch wie dann, wenn er es ernst meinte. Das Glück hat in Amsterdam auf ihn gewartet, als er aus der Hölle Hitlerdeutschlands rausgeschmissen worden war, es hatte ihn zur Brille des Sehenden Sehens gemacht, zum Assistenten vom Nervenarzt Bernard Schlesinger [...]“

Berliner, Amsterdamer und ach – Jude auch. Memoiren aus neunzig Jahren.

Konrad Merz', bzw. Kurt Lehmanns Rückschau auf sein Leben, zugleich ein Rückblick auf das 20. Jahrhundert, besteht aus Prosa und Poesie. Inhaltlich sind diese ‚Memoiren‘ zwar mehr der Wahrheit, oder vielmehr der Wirklichkeit verpflichtet, als es in den anderen Werken der Fall ist. Trotzdem klingt hier auch der Merz-O-Ton an, wenn auch erheblich schlichter als sonst. Außerdem werden Namen fast nirgendwo verschlüsselt wiedergegeben. Kapitel 31, *Der kleine große Mann*, befasst sich mit dem Neurologen „Doktor Bernhard Sch.“ [116], dessen Name aber ab und zu ausgeschrieben wird: Schlesinger. Dieser Nervenarzt kommt bereits vor in *Liebeskunst für Greise* sowie in dem Gespräch mit Würzner, worin er ihn als Opfer des Boykotts vom 1. April 1933 erwähnt.¹⁸

Anders als der Titel dieser Ausgabe anzudeuten scheint, war der Autor, wie oben bereits angeführt wurde, kein Amsterdamer in dem Sinne, dass er lange in der Stadt selber gelebt hätte. Es geht eher um das Amsterdamersein als Lebensform, sowie Lebensinhalt und auch als Zeichen der Dankbarkeit. Die Überschrift von Kapitel 28 ist vielsagend: *Amsterdam, meine Liebe...* (die drei Punkte gehören dazu). [104]

„Rembrandt hatte mich nach Amsterdam eingeladen, aber kommen konnte ich erst, als die Hitlers so freundlich waren, mich aus Deutschland rauszuschmeißen. Wegen verbotener Nase...“ [ebd.] Also lautet der erste Satz des Kapitels. Der Autor schildert die malerischen Qualitäten der Stadt und verbindet sie mit anderen Modalitäten. Den Sinn etwa für die realen Umstände, wie sie in der Malerei sicht-

¹⁸ Würzner (1977), S. 148.

bar werden, erklärt er durch den Protestantismus: „Die Augen des Protestantismus werden schon aus Tradition nie so verrückt wie die von andern.“ [105] Auch das viele Wasser, das die Stadt zum Teil umgibt, sollte zur Liberalität beigetragen haben, „denn die Wasser sind liberal. Hier hat man die Juden immer wie Menschen behandelt (mit Ausnahme von Spinoza, dem größten).“ [107] Letzteres stimmt nicht, denn es sind bekanntlich die Amsterdamer *Juden* gewesen, die Spinoza unmenschlich behandelt haben.

In Kapitel 25 resümiert der Autor noch mal kurz, was ihn in die Emigration getrieben hat. Er hätte am 30. Januar 1933 sofort „die kommende Sintflut“ geahnt.¹⁹ [91] „Ich konnte in Deutschland nicht mehr leben, nur sterben.“ [92] Nachdem ein Freund vom Abendgymnasium als erster versucht hatte, Hitler umzubringen und auf der Flucht bei ihm übernachtet hatte, musste er fliehen. [ebd.] Er kannte eine Lehrerin in Utrecht, deren Mann ihn über die Grenze brachte. In einem Dorf nördlich von Amsterdam fand er Arbeit bei einem Gärtner. Es war eine schwere Zeit, voller Einsamkeit. „Im Dorf hielt mich ein Mädchen an mit zitternden Augen: ‚Sind Sie Jude? Ich hab’ noch nie einen Juden gesehen.‘ Ich sagte ‚Ja‘, ein beschnittenes Ja. Plötzlich rief sie: ‚Wo sind denn Ihre Hörner? Meine Lehrerin sagt, ‚Juden tragen Hörner.‘“ [98]

Da er ein Buch schreiben will, zieht er nach Amsterdam, wo es seit kurzem eine Kommune gibt, deren erster Bewohner „ein jüdischer Kommilitone aus Berlin“ ist. [98] Merz bekommt ein Zimmer und kann seine Arbeit an dem Buch fortsetzen. „Die Zweite“, die ihm das leere Zimmer „geborgt“ hatte, bringt ihm was zum Essen und Schlafdecken. Sie sagt: „Kannst nicht zahlen, kannst hier bleiben. Aber du bist doch...!“ [99] Was der Angesprochene sei, bleibt dahin gestellt, Hauptsache ist, dass ihm ein Zufluchtsort gewährt wird.

Eine folgende Passage zeigt die entscheidende Stelle im Leben des Emigranten Konrad Merz, des Schriftstellers:

„Im ‚Neuen Tagebuch‘, Paris, stand ein Artikel von einem Holländer, namens ter Braak. ‚Die Emigrationsliteratur scheint mir eine verlogene Sache‘, meinte er, ‚der eine hält den andern gleich für Goethe. Aber daß ein Buch statt in Berlin nun in Paris getippt wird, macht noch keine Qualität.‘

Zum Weekend logierte zufällig eine Abendgymnasiastin aus Berlin bei mir, eine mit viel Ellenbogen. ‚Du schreibst sofort an diesen Mann.‘“ [99]

Der Text gibt ziemlich ungenau wieder, was Menno ter Braak im *Neuen Tage-Buch* 1934/52 geschrieben hatte. Von Verlogenheit der Emigrantenliteratur ist nicht die Rede, so wenig wie von einer übertriebenen Ehrung. Die Kritik von ter Braak richtete sich vor allem gegen die Werke, die sich nicht von denen aus der Zeit vor Hitler unterschieden. „Die Emigrationsliteratur soll mehr sein als eine Fortsetzung.“²⁰ Ter Braak hat das Talent von Konrad Merz erkannt und seinen Roman besonders geschätzt. Er hat sich dafür eingesetzt, dass das Buch erscheinen konnte und dann noch eine ausführliche Kritik in seiner Zeitung *Het Vaderland* vom 22. März 1936 veröffentlicht. Die Rezension eröffnet mit den gern zitierten, aber oft nicht ganz verstandenen Worten: „Wanneer ik dit artikel begin met de mededeeling, dat onlangs bij den uitgever Querido het eerste emigrantenboek is verschenen, dan zal menigeen ongeloovig opkijken.“²¹ [Wenn ich diesen Artikel mit der Mitteilung anfangen, dass neulich im Querido Verlag das erste Emigrantenbuch erschienen ist, so wird mancher sich wundern.] Er meint diese ‚Qualifizierung‘ dadurch rechtfertigen zu können, dass das Buch „een verrassing“ [eine Überraschung] sei. Der Autor sei der unbekannte Name gewesen, über den ter Braak vorher „eenigszins mistroostig“ [einigermaßen misstrauisch] geschrieben hätte: „... dat Ein Mensch fällt aus Deutschland in druk is verschenen, alle vereering van gevestigde reputaties ten spijt, beschouw ik als één van de gelukkigste momenten in het litteraire bestaan van de geheele Duitsche emigratie. Immers: hier is voor het eerst een schrijver aan het woord, die uit de emigratie geboren is en zonder de emigratie nooit zó zou hebben bestaan; iemand zonder een ‚verleden van Weimar‘ en dus ook niet belast met een verleden van litteraire werkzaamheid [...]“ [dass *Ein Mensch fällt aus Deutschland* in Druck erschienen ist, aller Verehrung gefestigter Reputationen zum Trotz, betrachte ich als einen der glücklichsten Momente in der literarischen Existenz der ganzen deutschen Emigration. Hier hat ja zum ersten Male ein Schriftsteller das Wort, der aus der Emigration *geboren* worden ist und ohne die Emigration niemals so bestanden hätte, jemand ohne ‚Vergangenheit in Weimar‘ und also auch nicht belastet durch eine Vergangenheit literarischer Arbeiten] Des Lobes noch nicht genug, setzt ter Braak weiterhin auseinander, was alles die Verdienste des jungen Autors sind.

¹⁹ Jakob und van der Voort hat Konrad Merz erzählt, dass er „gerade einen Studentenjob“ an der Berliner Börse hatte „in ‚Wolffs Telegraphenbüro‘, und ich glaube, ich war der erste, der am 30. Januar 1933 die Nachricht vermittelte: ‚Hitler ist Reichskanzler!‘“ Jakob/van der Voort, S. 88.

²⁰ Menno ter Braak, Emigranten-Literatur, in *Das Neue Tage-Buch* 1934/52, S. 1245.

²¹ [Herv. i. Orig.].

Merz erzählt, wie sehr sich der „lange Herr, vor dessen gebeugtem Kopf, freundlich, man ein unsichtbares Buch hängen sah“ für ihn eingesetzt hat. [100] „Er ging nach Amsterdam zur Polizei, um für mich zu bürgen mit Haut und Haar. Und alles nur, weil er Merz für eine Begabung hielt, die er stillschweigend verteidigen wollte.“ [101f.] „Ich war fünf Minuten berühmt“, heißt es dort bescheiden [101], aber er wurde in die literarischen Kreise aufgenommen. Nach ter Braaks selbstgewähltem Tod im Mai 1940 sei keiner mehr da gewesen in der Literatur, „keiner mehr für Merz in Holland.“ Da war der Krieg schon in die fünf Jahre währende Besatzung übergegangen. Es bedeutete „Auszug aus der Kommune. Wir schleppten die Zukunft über die Hintertreppe. Ich zieh‘ mit einem Mädchen und ihrem Verlobten in Amsterdam ein.“ [103]

Nachklang und Vorahnung

Durch seinen Roman *Ein Mensch fällt aus Deutschland* war Konrad Merz also „einigermaßen berühmt“ geworden, „aber das dauerte 5 Minuten“, wie er auch seinem Gesprächspartner Hans Würzner erzählt hat.²² Knapp und präzise gibt Merz dann wieder, wie er zu dem niederländischen Schriftsteller deutscher Zunge – und zum Masseur – geworden ist. „Hitler war nicht sofort der Herrscher, er mußte es erst noch werden. Kein Mensch wußte ja, wie die Krankheit Hitler eigentlich aussah. Ich selbst habe immer die Auffassung vertreten, daß Hitler der Tod ist für jeden: sowohl für die, die an ihn glauben, wie auch für die, die ihn hassen. Weiterhin sind von mir damals noch einige Erzählungen in der *Groene Amsterdamer* erschienen, ein Aufsatz im *Neuen Tagebuch* und über Ernst Barlach in der *Kroniek voor hedendaagse kunst en kultuur*. Cordan hat eine Nummer von mir im *Fundament* gemacht. Ich habe noch den Text für ein Singspiel geschrieben, das Fritz Hirsch 80mal aufgeführt hat. Damals habe ich auch viele Gedichte geschrieben; davon würde ich nur noch wenige veröffentlichen. Ja, und dann kamen die Jahre 1940-1945. Im Grunde hat mich der Name Merz gerettet. Ich habe nämlich dafür gesorgt, daß nirgendwo ein Photo von mir erschienen ist, so daß niemand wußte, wer Merz ist.²³ Die Sekretärin von Querido hat es auch nicht verraten, später hat sie mich aber gewarnt. Erst war ich in Amsterdam bei dem jungen deutschen Maler Rose, den sie später zur SS gezwungen haben. Dann war ich einige Zeit bei Titia Gorter; sie war die Verbindungsstation zwischen England und Holland. Einmal habe ich den Graphiker H. Salden mitgenommen, um ihn ihr vorzustellen. Als am 13. Februar 1942 die Verbindungsstelle von den Deutschen aufgerollt wurde, war Salden bei ihr und ist also auch gefangengenommen worden. Ich war zufällig nicht da. [...]

Ich habe mich dann in IJpendam bei der Witwe des Gärtners, wo ich früher gearbeitet hatte, versteckt. Nach 1945 wollte ich mir zunächst beweisen, daß ich noch lebe, nachdem ich fünf Jahre tot gewesen war. Ich konnte nicht mehr Arzt werden; also ging ich auf die Masseur-Akademie, wurde medizinischer Masseur. Merkwürdig ist die Karriere, die ich in diesem Beruf dann gemacht habe. Von überall her kommen meine Patienten; vielleicht, weil ich ihnen helfen kann – ich weiß selber nicht warum. Wahrscheinlich habe ich in meinen Fingern eine gewisse oder ungewisse Gabe, ihnen aus dem Fleisch das Steinernerne wegzumassieren. Das ist wohl die eine Hälfte von mir, die andre ist die Schriftstellerei. Auch hier mußte ich ja erst wieder beweisen, daß ich überhaupt noch da bin, und das heißt, noch schreiben kann, noch Deutsch schreiben kann, obwohl ich 40 Jahre kein Deutsch gesprochen habe. Sowas dauert lange – eine Wiedergeburt dauert länger als eine Geburt. Nun ist mein neues Buch erschienen: *der mann der hitler nicht erschossen hat*. Ein Titel, der für jeden von uns Überlebenden gilt. Der Ernst ist so ernst, daß man ihn nur einem Humoristen anvertrauen kann. Das haben die Deutschen anscheinend noch nicht entdeckt. Der einzige von ihnen ist bisher Horst Bienek. Gut wärs, wenn die andern es auch entdecken könnten!“²⁴

S. 147-152

VI.2 Sprache als Heimat

Die Erforschung der menschlichen Sprache, behaupten die Linguisten Dik und Kooij, sei einer der besten Schlüssel zum Begriff des Phänomens *Mensch*.²⁵ Der amerikanische Soziologe Ely Chinoy erweitert diese These und geht davon aus, dass die Hauptelemente, die zur Bildung einer Persönlichkeit führen, Sprache und die ‚Rolle‘ sind, die man als Mensch allmählich entwickelt: „The chief elements in the emergence of the self are language and role-taking. The crucial importance of language stems from the fact that it enables the individual to put himself in the place of others and to act as they

²² Würzner (1977), S. 148.

²³ Allerdings war die Besprechung von *Ein Mensch fällt aus Deutschland* in *Het Vaderland* vom 22. März 1936 mit einem Scherenschnitt versehen.

²⁴ ebd.

²⁵ Dik und Kooij, *Beginnselen van de ATW*, S. 9.

might. Out of this continual process of taking the role of the other emerges a self with a capacity of looking at itself from the standpoint of others and therefore of orienting behavior to their expectations.²⁶ So hat für die erwachsenen und beinahe erwachsenen Emigranten gegolten, dass sich ihre Persönlichkeit in einer deutschsprachigen, aber außerdem deutschnationalen Umgebung entwickelt hat. Sie hatten nicht nur ihre Schwierigkeiten mit der neuen Sprache an sich, sondern vielmehr mit dem Kontext, in dem die Sprache bestimmt eine wichtige Rolle gespielt hat. Sie wurden auf einmal mit einer ganz neuen Sprachkompetenz konfrontiert.

Sprachkompetenz ist "het vermogen van de taalgebruiker om steeds nieuwe [...] zinnen te produceren en te interpreteren."²⁷ [das Vermögen des Sprachbenutzers, immer neue [...] Sätze zu produzieren und zu interpretieren.] Die Linguisten Tervoort et al. unterscheiden drei Kompetenzen: die monologische und die dialogische sowie die kommunikative. In der Nachfolge von Campbell-Wales, Habermas und Ex setzen sie auseinander, dass die kommunikative Kompetenz mehr ist als nur eine Sprachanlegenheit, "het is ook een kwestie van kennis van de werkelijkheid waarbinnen taalvaardigheid wordt gehanteerd. Ze omvat ook de vaardigheid niet-verbale tekens, zoals oogbewegingen, lichaamsbewegingen, kleding, te kunnen beoordelen."²⁸ [es ist auch eine Frage der Kenntnis der Wirklichkeit, innerhalb welcher Sprachgewandtheit gezeitigt wird. Sie enthält auch die Fertigkeit, nonverbale Zeichen, wie Augenbewegungen, Körperbewegungen, Kleidung, beurteilen zu können.] Die Schwierigkeit der jüdischen Einwanderer, ob sie nun aus dem spanisch-portugiesischen oder dem deutschen Sprachgebiet kamen, war vor allem, dass sie von einer *kommunikativen Gemeinschaft* in eine andere wechselten. Dieser Wechsel war keineswegs freiwillig gewesen, denn die Flucht aus einer Umgebung bedeutete nicht automatisch, dass man sich die andere herbeigesehnt hätte. Ein großer Unterschied zwischen den Einwanderern aus dem 17. Jahrhundert und denen aus den Jahren 1933-1940 war, dass erstere auch sprachlich eine Nation innerhalb einer Nation bildeten. Dabei war Spanisch damals schon eine Weltsprache, mit deren Hilfe sehr gut Handel getrieben werden konnte, und in der Welt der Wissenschaft galt nach wie vor das Latein als lingua franca. Die vermeintlich emanzipierten Deutschen (und später auch Österreicher) dagegen, die von 1933 an in das Land kamen, wo auch ihre ‚Glaubensgenossen‘ meinten, emanzipiert zu sein, hatten meistens Mühe, sich mit der neuen *kommunikativen Gemeinschaft* zu arrangieren. Ihre Gewohnheiten, ihr ganzes Gehabe waren ‚so deutsch‘. Im Wesentlichen handelt es sich um die Bewahrung der eigenen – deutschen, nicht der jüdischen! – Identität. In Einwandererländern wie den USA oder Kanada hat man bemerkt, dass die Aufrechterhaltung einer eigenen Identität ihren Sinn verliert, so bald nicht länger eine eigene kulturelle Identität existiert.²⁹ In *Pension Wessels* zeigt das Ehepaar Resinger sehr drastisch, wie man die eigene Identität aufgeben kann, wenn einem die eigene (deutsche) kulturelle Identität endgültig genommen wird.

Dass eine gültige und einleuchtende Regel der Soziolinguistik in der Praxis der Emigration trotzdem nicht zutrifft, kann an der Person der Anne Frank gezeigt werden. Tervoort et al. gehen davon aus, dass der Unterschied zwischen der Sprache, die man in der Schule erlernt, und der, die man zu Hause spricht, in dem universalistischen und dem partikulistischen Gebrauch liege. In der Schule lerne man, über Sachen ‚im Allgemeinen‘ zu reden, der ‚persönliche‘ Sprachgebrauch befasse sich mit konkreten eigenen Angelegenheiten. Für Anne Frank, und mit ihr die meisten Kinder der deutschen Emigration, hat jedoch gegolten, dass sie in der Schule und ‚auf der Straße‘, also durch ihre holländischen Freundinnen, Niederländisch gelernt hat, während zu Hause fast nur Deutsch gesprochen wurde. Also mussten die Emigrantenkinder lernen, auch die privaten Sachen außerhalb der eigenen Wohnung auf Niederländisch zu benennen. Während die Kinder und Jugendlichen sich wenigstens zum Teil integrierten, blieb die ältere Generation sprachlich zurück und hielt an der traditionellen Kultur fest, was zu Reibungen zwischen niederländischen und deutschen Juden geführt hat.

Die meisten Sprachregeln sind in der Praxis zwingend, was insbesondere klar wird, wenn man sie verletzt. Die Emigranten, die Deutschland erst in den späteren Jahren nach 1933 verlassen haben, hatten zuerst erlebt, wie in dem ‚Dritten Reich‘ die Sprachregeln systematisch verletzt wurden, denn Deutschland war zu einer ‚total institution‘ geworden, d.h. zu einer Einrichtung (hier des Staates), die das Leben der dort Lebenden völlig bestimmt.³⁰ Das war gerade für die deutschen Juden der erste Kulturschock, von dem sie sich nicht erholt haben, und mit dem Eintritt in eine andere, die niederländische Gesellschaft entstand für die meisten ein zweiter Kulturschock. Die Holländer verkehrten, auch schon in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts, oft viel lockerer miteinander als es die Deutschen

²⁶ Ely Chinoy, *Society*, S. 51.

²⁷ B.Th. Tervoort et al., *Psycholinguïstiek*, S. 94.

²⁸ a.a.O.

²⁹ ebd., S. 100f.

³⁰ Cfr. Tervoort et al., S. 119ff.

gewohnt waren. Das äußerte sich in den Schulen, wo das soldatische Auftreten deutschjüdischer Kinder belächelt wurde, aber auch sonst, im Umgang auf der Arbeit zum Beispiel. Mit dem Wechsel von einer natürlichen Sprache in eine andere, völlig unbekannt, wenn auch verwandte Sprache, mag es manchen deutschen Emigranten des 20. Jahrhunderts vorgekommen sein, als ob sie unter *sensorischer Aphasie* gelitten hätten. Man befand sich von einem auf den anderen Tag in einer Welt, wo man nichts mehr verstand und worin man sich nicht so äußern konnte, dass man verstanden wurde. Fraglich, ob für sie tatsächlich die Kompetenzdefinition gegolten hat, die besagt, dass "het receptieve taalbezit een directere weerspiegeling is van het eigenlijke taalvermogen (de 'competence') dan het expressieve, waarbij meer storende 'performance'-factoren kunnen optreden".³¹ [der rezeptive Sprachbesitz eine direktere Widerspiegelung von dem eigentlichen Sprachvermögen ('competence') ist als der expressive, wobei es mehr störende 'performance'-Faktoren geben kann.] Was hat der Emigrant davon, dass – wissenschaftlich betrachtet – seine Kompetenz größer sei, wenn er die Fremdsprache früher versteht als dass er sie spricht? Er will doch kommunizieren, d.h. sich äußern und verstanden werden, ohne dauernd über sprachliche Fallen zu stolpern.

In der Literatur fehlt meistens die fremde Sprache, d.h. die Werke, die sich mit der ersten Emigration befassen, beschränken sich höchstens auf spanische oder portugiesische Ausdrücke, aber sonst reden die Figuren die Sprache des Autors oder der Autorin. Dasselbe gilt für das Personal der Dichtung, die sich mit der letzten Emigrationswelle beschäftigt. Was jedoch überall fehlt, ist ein Hinweis auf die Aussprache. Wie berlinerisch sprechen die Figuren bei Konrad Merz und wie muss der Leser sich vorstellen, dass die Niederländer in seinen und anderen Werken sprechen? Die Frage betrifft sowohl die Holländer, die Holländisch reden, als diejenigen, die sich der deutschen Sprache bedienen. Nur Anne Frank mokiert sich ab und zu über die unbeholfene Sprache der Erwachsenen und versucht sie phonetisch wiederzugeben. Im Übrigen richten sich die Autoren auf die Umstände, die Gedanken und die Handlungen und vernachlässigen, bewusst oder unbewusst, das, wodurch sich die deutschsprachigen Einwanderer bis ans Ende ihres Lebens von den sie Umringenden abheben: das deutschgefärbte Niederländisch, kurz das Problem der Prosodik. Für viele Menschen ist es fast unmöglich, die richtige Satz- und Wortbetonung zu finden und, vor allem, die Artikulationsbasis rigoros zu verlegen. Dabei sollte nicht übersehen werden, dass es fast unmöglich ist, die gesprochene Sprache wiederzugeben, ohne phonetische Zeichen zu verwenden, aber sogar in dem Fall ist es nicht mehr als ein fader Annäherungsversuch.

Für einen Schriftsteller ist Sprache mehr als nur ein Mittel, sie ist ihm auch ein Ziel. Der Leser soll seine Aufmerksamkeit nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf die Form richten. Demzufolge sind Übersetzungen im Allgemeinen beschränkend und beschränkt, wenn nicht mangelhaft zu nennen. Elisabeth Augustin, die ihre auf Niederländisch geschriebenen Romane und Erzählungen selber ins Deutsche *übertragen* hat, hat damit für eine *Neudichtung* gesorgt. Sie ist seitdem auch nicht länger bloß *niederländische* Autorin, aber auch wieder eine *deutsche*. Über die Gefahren, die drohen, wenn man sich in zwei Sprachen bewegt, und die Gefühle, die dazu gehören, hat sich Elisabeth Augustin geäußert: „Meine Unsicherheit nahm mit den Jahren, die ich hier verbracht habe, immer mehr zu. Ich brauche viel mehr Zeit zum Schreiben und Übersetzen als andere, weil ich nun aus Erfahrung weiß, wie schnell man Germanismen im Holländischen verwendet und im Deutschen Hollandismen. Es sind nun einmal zwei Sprachen, die sich ähneln. Ähneln, aber für mich einen andern Gefühlswert haben. Es ist sicher kein Zufall, daß ich manches intuitiv erst deutsch, manches intuitiv erst holländisch schreibe. Gedichte z.B., bei denen die Sprache auf das äußerste beschränkt ist, schreibe ich meist deutsch. Und viele kann ich dann nicht einmal ins Holländische übertragen. Sie sind abhängig von der deutschen Ausdrucksform, der Knappheit und Härte der deutschen Sprache, und oft auch von unübertragbaren Wortspielen.“³²

Konrad Merz hat im Laufe seiner Dichterlaufbahn eine eigene und eigenwillige Sprache entwickelt, die am meisten dem Deutschen ähnelt, aber mit einem deftigen Schuss Niederländisch. Seine Sprache sei dem Expressionismus verhaftet³³ und verzichtet am liebsten auf Gleichnisse; als die deutschen Truppen die Niederlande besetzt hatten, gab es in seiner Optik folgende Situation: „Von nun an lebten die Holländer im eigenen Land im Ausland.“³⁴ Daneben kennzeichnet sich Merz' Sprache durch eine gewisse Kompaktheit, die die Freiheit des Lesers sowenig wie möglich einzuschränken pflegte: „Ich suchte in Holland keinen Menschen. Mir waren die Augen von Kühen sympathischer geworden als die

³¹ Tervoort et al., S. 178.

³² Würzner (1977), S. 40.

³³ Siehe Thomas Kamla bei Würzner (1977), S. 135.

³⁴ Konrad Merz, Berliner, Amsterdamer..., S. 95.

von Menschen.“³⁵ „In den englischen General Montgomery hatte ich kein Vertrauen, seitdem der Holland besser zu kennen glaubte als die Holländer.“³⁶ Vielleicht ist dies, was Thomas Kamla als die „echte Exilsprache“ bezeichnet, „die sich weniger von einer geistigen Tradition als von der unmittelbaren ‚ungeistigen‘ Realität herleiten läßt.“³⁷

Niemand scheint so unter Heimweh gelitten zu haben wie Grete Weil. Niemals hat sie Abschied und Distanz von der deutschen Sprache genommen – und dadurch auch nicht von der deutschen Kultur ihrer jungen Jahre, die aber von den Nationalsozialisten gründlich zerstört worden war und die nach 1945 nicht wieder aufgebaut werden konnte. Sie hat die deutsche Sprache ihre Heimat genannt, weil sie in ihr aufgewachsen ist, aber auch, weil es das einzige war, was man ihr nicht nehmen konnte. Ihr ist Niederländisch nur eine Ersatzsprache gewesen, um sich wirtschaftlich über Wasser zu halten und um als Mitarbeiterin des *Joodsche Raad* ihr Leben und das ihrer Mutter zu schützen. Das letzte Kriegsjahr war sie ‚untergetaucht‘ bei deutschsprachigen Freunden, dem ‚Halbjuden‘ Herbert Meyer-Ricard und dessen jüdischer Freundin Vera. Trotzdem wäre es interessant zu entdecken, ob auch auf sie der Satz zutrifft, den Thomas Kamla dem Erstlingswerk nach dem Kriege von Konrad Merz gewidmet hat: „was bleibt, ist eine unüberbrückbare Kluft zwischen Muttersprache und fremdem Inhalt.“³⁸

Ein Dilemma in bezug auf die Adaption der deutschjüdischen Emigration 1933-1945 in den deutschen und niederländischen literarischen Werken liegt in der Frage, welcher Nationalliteratur eine Autorin oder ein Autor zuzuordnen sei. Willy Corsari und Siegfried van Praag waren niederländische Autoren, die im Niederländischen geschrieben haben und zur niederländischen Literatur gehören. Gleiches gilt für Arnon Grunberg, dessen Eltern Einwanderer waren.

Einige Schriftsteller sind zwar als Deutsche geboren worden, haben aber nicht alle in deutscher Sprache geschrieben. Elisabeth Augustin emigrierte, als sie schon erwachsen war, aber sie hat sofort versucht in holländischer Sprache zu schreiben und so sind von 1935 an ihre Romane und Erzählungen im Holländischen erschienen. Anne Frank dagegen kam als kleines Kind nach Amsterdam und obwohl sich die meisten Erwachsenen, d.h. ihre Eltern, Verwandten und die meisten Bekannten der Eltern, mit der neuen Sprache schwergetan haben, kann man nicht leugnen, dass sie ihre Tagebuchblätter gefüllt hat mit der Sprache, die sie in der Schule und von den Freundinnen gelernt hat. Trotzdem unterlaufen ihr sehr viele Germanismen, aber sie empfindet sich jedenfalls nicht *mehr* als Deutsche. Ist jedoch tatsächlich die verwendete Sprache das Kriterium, wenn man bestimmen will, zu welcher Nationalliteratur die Urheberin gehört oder vielmehr ihre Werke gehören? Während Elisabeth Augustin sich bewusst der Sprache ihrer neuen Heimat, und der ihres Mannes, zugewandt hat, hat für Anne Frank die Sprachenfrage keine Rolle gespielt. Zwar hatte sie den Traum, später Schriftstellerin oder Journalistin zu werden, und hat sie allmählich immer deutlicher die Veröffentlichung ihrer Aufzeichnungen vor Augen gehabt, aber die Frage der Zugehörigkeit zu einer der beiden Literaturen hat sie nicht berührt.

Jakov Lind hat sich für die englische Sprache ausgesprochen, aber ist, was seine autobiographischen Aufzeichnungen anbelangt, genauso gut der niederländischen wie der deutschen Literatur zuzurechnen. Merkwürdig sind die Fälle Kunz und Loewenstamm. Kunz ist 1938 von Deutschland aus nach Holland gereist und hat den Rest seines Lebens in Amsterdam verbracht. Kurz nach Kriegsende hat er einen Erzählband in holländischer Sprache veröffentlicht, dessen Inhalt übrigens nicht autobiographisch war. Es ist die Übersetzung eines inzwischen verschollenen Manuskripts. Loewenstamm war 1937 eingereist und hat während des Krieges Aufzeichnungen verfasst, die 1946 erschienen sind. Auch hier ist nur die holländische Übersetzung bekannt und gelten Manuskript wie Autor als verschollen. Beide Autoren gehören somit der deutschen Literatur an, obwohl es keine deutschsprachige Ausgabe gibt. Fraglich allerdings, ob ihre Werke zur deutschen *Nationalliteratur* zu rechnen sind.

Die wichtigsten Zweifelsfälle, die übrig bleiben, sind Grete Weil und Konrad Merz. Auf den ersten Blick gehören sie zur deutschen Literatur, auf den zweiten zur deutschsprachigen und schließlich gilt für Grete Weil die Zugehörigkeit zur deutschen *Nationalliteratur*. Sie hat die Jahre in den Niederlanden als eine verhältnismäßig kurze und hauptsächlich leidige Unterbrechung ihres Lebens und ihrer Laufbahn gesehen, woran das Gastland keine Schuld hatte, aber wozu es auch keinen positiven Beitrag geliefert hat. Konrad Merz' Werke dagegen gehören der *deutschsprachigen* Literatur an, nicht der deut-

³⁵ ebd., S. 96.

³⁶ ebd., S. 150.

³⁷ Thomas Kamla bei Würzner (1977), S. 140.

³⁸ ebd., S. 136.

schen Nationalliteratur.³⁹ Mit einiger Übertreibung könnte man sagen, dass er deutsch geschrieben hat und niederländisch empfunden, oder dass er ein niederländischer Autor deutscher Zunge gewesen ist. Sehr fragwürdig, wenn nicht töricht kommt mir die Bemerkung von Thomas Kamla vor, wenn er schreibt: „So vollkommen Merz das Holländische auch beherrschen mochte, so ungeeignet dürfte es ihm als Dichtersprache erscheinen, denn diese dürfte keine angelernte, sondern musste eine *angeborene* Sprache sein, trotz aller Entfremdung und jahrelanger Kontaktlosigkeit.“⁴⁰

Georg Hermann

S. 211

Georg Hermann (geb. 1871) gehörte Jahrzehntlang zu den beliebtesten und bekanntesten deutschen Schriftstellern. Mit dem Roman *Jettchen Gebert* (1906) hatte er sich scheinbar ‚unsterblich‘ gemacht, viele seiner anderen Romane bestätigten seinen Rang als wichtiger Autor sowohl in der Kaiserzeit wie in der Weimarer Republik. Sein Stammpublikum bestand nicht nur aus dem deutschjüdischen Bildungsbürgertum, Georg Hermanns Werke wurden auch im Ausland gelesen. „Nirgends anders – außer in Deutschland – hatten seine Werke eine derartige Verbreitung, er selbst soviel Anerkennung und Wertschätzung gefunden wie in dem erwähnten Asylland.“⁴¹ Bis 1940 standen Romane von Hermann, Feuchtwanger, Wassermann und Werfel neben denen von Heinrich und Thomas Mann, Remarque, Rilke und Hermann Hesse in niederländischen Bücherschränken, und zwar oft in der Originalsprache. Der Literaturkritiker Menno ter Braak bescheinigte Georg Hermann 1937 ebenfalls, dass er „einige Zeit“ zu den beliebtesten Autoren der Niederlande gehört habe.⁴² Er begegnete ihm bei der Probe einer Neufassung von *Wenn der weiße Flieder* und bemerkt, dass der Roman *Jettchen Gebert* jetzt noch einmal aktuell geworden sei, und zwar „als ‚Zeitproblem‘“.⁴³ Die einfache Problematik aus 1905 sei durch die Entwicklung der Dinge wieder ein wenig „Schicksal“ geworden, meint ter Braak. „‚Jettchen Gebert‘ stellt een ‚rassenquaestie‘, zoowaar! Men beleeft wonderlijke tijden. Het probleem van Jettchen Gebert is: wat moet zij, de Jodin, doen om het leven te leven?“⁴⁴ [*Jettchen Gebert* stellt eine Rassenfrage, wahrlich! Man lebt in sonderbaren Zeiten. Das Problem von Jettchen Gebert ist: was soll sie, die Jüdin, machen, um das Leben zu leben?]

S. 215

Der Grund, weshalb Georg Hermann in die Niederlande emigriert ist, wird nicht ganz klar. Van Liere meint einfach und ohne Begründung: „Das nächstliegende Exilland war ihm Holland.“⁴⁵ Möglicherweise war es die Liebe gewesen, denn er schreibt dazu: „Da ich doch bei den Idioten sowieso auf der schwarzen Liste stehe, [...] so sagte ich mir, ich habe keine Lust, den Märtyrer zu spielen und ging und stand, mit Mies nach Holland, zu Queridos, statt nach Berlin zurück.“ [19] Vielleicht hat es eine Rolle gespielt, dass Hermann sehr bewandert in der niederländischen Literatur gewesen sein soll.⁴⁶ Er hatte auch sofort Laren als Wohnort anvisiert, wo der Verleger Querido lebte. [19f.] Mit seinem Haus dort zeigt Georg Hermann sich sehr zufrieden, wenn er auch „etwas abseits [...] sitzt“. [28] „Endlich wohnen hier 5-6000 Menschen und viel Intellektuelle, noch Hunderte von Malern.“ [ebd.] Er erinnert daran, dass Liebermann dort gearbeitet hat. Der Tochter ‚Uschen‘ bekomme der Aufenthalt sehr gut, sie „wird dick, fett und vergnügt“. [29]

³⁹ Dies sei für die Wahrnehmung seines Werkes „eindeutig ungünstig gewesen“. Siehe Carina de Jonge in *Neophilologus* 88/1, S. 82.

⁴⁰ Thomas A. Matla bei Würzner (1977), S. 137. [Herv. vdGS].

⁴¹ Klaus Hermsdorf u.a., S. 53.

⁴² Menno ter Braak, *Georg Hermann ‚plaudert‘*, in HET VADERLAND vom 16. März 1937.

⁴³ a.a.O., Deutsch im Original.

⁴⁴ a.a.O.

⁴⁵ Van Liere, S. 47.

⁴⁶ Siehe Menno ter Braak, *Georg Hermann ‚plaudert‘*, in HET VADERLAND vom 16. März 1937.

VERWENDETE LITERATUR

- BRAAK, Menno ter: De artikelen over emigrantenliteratuur 1933-40. 's-Gravenhage 1980
ders. *Emigranten-Literatuur*, in Das Neue Tage-Buch 1934/52, S. 1244ff.
ders. De emigratie aanvaard [Besprechung Konrad Merz, *Ein Mensch fällt aus Deutschland*] in: *Het Vaderland*, 22. März 1936
- CHINOY, Ely: *Society. An Introduction to Sociology*. New York 1964
- CHOMSKY, Noam: *Sprache und Geist*. Frankfurt am Main 1973
- DIK, Simon C. en J.G. Kooij: *Beginselen van de algemene taalwetenschap*. Utrecht/Antwerpen 1972
- HERMANN, Georg: *Unvorhanden und stumm, doch zu Menschen noch reden. Briefe aus dem Exil 1933-1941 an seine Tochter Hilde*. Mannheim 1991
- HERMSDORF, Klaus, Hugo Fetting, Silvia Schlenstedt: *Exil in den Niederlanden und in Spanien*. Frankfurt am Main 1981
- JACOB, Volker und Annet van der Voort: *Anne Frank war nicht allein. Lebensgeschichten deutscher Juden in den Niederlanden*. Berlin/Bonn 1988
- JONGE, Carina de: *Gebrochene Welt, gebrochenes Deutsch? Der Einfluss der Sprache des Gastlandes auf das Deutsch von Exilschriftstellern anhand des Beispiels Konrad Merz*. *Neophilologus* 88/1, S. 81-101.
- KAMLA, Thomas A., *Die Sprache der Verbannung. Bemerkungen zu dem Exilschriftsteller Konrad Merz*. In: Würzner 1977, S. 133ff.
- LANDSHOFF, Fritz H.: *Amsterdam, Keizersgracht 333*. Querido Verlag. *Erinnerungen eines Verlegers. Mit Briefen und Dokumenten*. Berlin und Weimar²1991
- LIERE, C.G. van: *Georg Hermann. Materialien zur Kenntnis seines Lebens und seines Werkes*. Amsterdam 1974
- MERZ, Konrad [= Kurt Lehmann]: *Ein Mensch fällt aus Deutschland* (Roman, urspr. Amsterdam 1936, Querido Verlag). Frankfurt am Main 1981
ders. *Generation ohne Väter* (Roman, 1937/38 geschrieben; galt lange Zeit als verschollen). Berlin 1999
ders. *Der Mann, der Hitler nicht erschossen hat* (Erzählungen). Darmstadt o.J. (1976)
ders. *Liebeskunst für Greise. Memoiren unseres Jahrhunderts*. Berlin und Weimar 1992
ders. *Berliner, Amsterdamer und ach – Jude auch. Memoiren aus neunzig Jahren*. Bocholt/Bredervoort 1998
ders. *Aus dem Tagebuch eines Berliner Studenten* in: *Das Neue Tage-Buch 1934/47*, S. 1120ff.
- NUSSBAUM, Laureen: *Verliebt in Holland: Ein wichtiges und wechselndes Verhältnis in Georg Hermanns reiferen Jahren*, in *Onderdelinden, Interbellum und Exil*, Amsterdam/Atlanta 1991 (Nussbaum 1991)
- PRESSER, Jacques (Jacob) : *Ondergang. De vervolging en verdelging van het Nederlandse jodendom*. 's-Gravenhage 1965
- TERVOORT, B.Th. et al.: *Psycholinguïstiek*. Utrecht/Antwerpen 1972
- WIELEK, H. [Willi Kweksilber]: *De oorlog die Hitler won*. Amsterdam 1947
- WÜRZNER, Hans (M.H.), Hg.: *Zur deutschen Exilliteratur in den Niederlanden 1933-1940*. *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, Bd. 6/1977, Amsterdam 1977 (Würzner (1977))